

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 252.

Freitag, 27. Oktober,

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Belgard.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein wilder Vogel erschien mir da plötzlich das Glück, so leicht war es davongeflattert.

Lange saß ich dann an dem großen Weiher inmitten der Waldwiese, über den die Weiden dicke grüne Schleier hingen; ich fand keine Tränen, nur ein Weinen nach innen, das der Seele so bitter wehe tut.

Doch trotz der bitteren Qual der Enttäuschung fand ich jeden Tag den Weg zur Eiche, immer wieder hoffend und immer von neuem den wilden Schmerz vergeblichen Sehns nach erfahrend. Wohl dachte ich daran, den alten Johann zu fragen, ob wirklich kein Schreiben für mich an ihn gelangt, aber eine heilige Scheu schloß mir die Lippen.

Ich konnte nicht sprechen von dem, was mein Herz zerriß, meine Seele bis in die tiefsten Tiefen erheben machte — nicht über die Lippen wollte mir der Name meines geheimen Glückes, meiner heißen Sehnsucht.

Immer wieder verschob ich es; ich war ja nicht mehr das Kind, das der Alte in seinen Armen gehalten, ich hatte die Brücke überschritten, die hinüber führt von der Kindheit in das stürmische Frühlingsblühen der Jugend.

Und dann war es zu spät.

Der alte Johann hatte Oldenshöhe verlassen, um zu seinem verheirateten Sohne in die Stadt zu ziehen; er war gegangen, ohne mir Lebewohl zu sagen.

Wie ich die Tage damals ertragen habe, weiß ich noch heute nicht.

Das wilde Weh, die heiße Sehnsucht und niemand, an dessen Herzen ich mich ausweinen konnte.

Oft spielte ich mit dem Gedanken an den Tod, aber eben ein Spielen war es nur, denn um ernstlich an ihn zu denken, dazu war ich doch wohl noch zu jung, zu unverbraucht, und in mir war noch die wilde, zähe, unverständliche Kraft, mit der ein junges Leben sich an die Erde krampft.

Und dann war es gerade Frühling auf Erden, der junge Lenz flog auf goldenen Sonnenstrahlen durch die Lände, und überall jubelte es aus zirpenden Vogelkehlen.

Nie sahien das Frühjahr so reich an Blumen, an süßen Vogellauten.

Wenn ich, die Arme voll Beilchen und Maiglöckchen, den Wald durchstreichte, auf dessen moosigem Boden es sich so leicht, so federnd wanderte, dann überkam mich oft ein trunkenes Gefühl, geboren aus blühendster Jugend, Blumenlust und Frühlingszauber. Da vergaß ich dann wohl zuweilen das bittere Leid meiner Liebe.

Dann wieder kamen dunkle Stunden, von denen ich glaubte, sie mühten das Lachen für immer aus meinem Leben nehmen, da mir das Dasein ein dunkles, irres Rätsel schien.

Und zu dem tiefen Schmerz um mein verlorenes Glück kam bald ein neues, scharfes Weh.

Böse Zeiten waren über unser trauliches Heim gekommen, verstört, kein lautes Wort wagend, gingen wir alle im Hause umher.

Hans Magnus war für ein Vierteljahr beurlaubt, und wir alle wußten, daß dieses der Anfang vom Ende, daß er seinen Abschied nehmen mußte.

Denn wer sollte und konnte die hohen Summen bezahlen, die der unglückliche Junge in sträflichem Leichtsinne schuldig geworden?

Wenn auch unser Vater, nachdem sein erster, fürchterlicher Horn vorüber, gern seine wenigen Ersparnisse geopfert, die er seinem knappen Einkommen in langen Jahren abgerungen, was waren sie gegenüber den großen Schulden — ein Tropfen nur im Meere der vielen Verbindlichkeiten.

Auch Tante Mie durchsuchte tränenden Auges die alte Pappschachtel, in der sie Mork für Mark gesammelt, um einst ein anständiges Begräbniß zu haben.

Immer pflegte sie zu sagen: „Alles, was recht ist, Kinderchens, ein Begräbniß ist kein billiges Vergnügen, und anständig will ich unter die Erde kommen, das bin ich schon meinem alten Namen schuldig. — Aber keine Ruhe fände ich im Grabe, wenn ihr dadurch Kosten hättet — nein, arm aber anständig. Im Leben habe ich nichts für mich ausgegeben, aber meinen Tod lasse ich mir etwas kosten.“

Die gute Tante Mie! Sie war dennoch bereit, ihr Geld zu opfern, denn die Lebenden gingen vor den Toten — aber umsonst ihr guter Wille.

Auch Waltraut und ich brachten unsere Sparpfennige, aber alle Liebe, aller gute Wille und Opfer Sinn brachten doch nur ein Drittel der schuldigen Summe zusammen.

Es war eine furchtbare Zeit, Werner.

Mein Bruder, der mir ja immer der Liebste unter meinen Geschwistern gewesen, mein Spielkamerad seit frühesten Kinderzeiten, er tat mir so grenzenlos leid, wenn er, der einst so frische, lustige Bursche, scheu und gedrückt im Hause herum schlich, kaum jemals ein Wort sprechend.

Nur wenn Tante Mie und Waltraut dich mit Borkwürfen überhäuften, dich seinen Verführer wie überhaupt das Unglück unserer aller Leben nannte, dann, Werner, dann ermannte sich Hans Magnus.

Mit leidenschaftlichen Worten, mit warmer Beredsamkeit verteidigte er dich, seinen Freund; kein Tadel sollte dich treffen, nicht du, nur er war der einzig Schuldige.

Trüber und hoffnungsloser ward jeder Tag, ein Wunder mußte kommen, um uns in unserer Not zu helfen, und Wunder geschehen so selten.

Da fuhr eines Tages Graf Günther Bergen bei uns vor. Er tat dieses häufig, und die herrlichen Bierzüge waren mir kein ungewohnter Anblick mehr wie einst an meinem Einsegnungstage; man gewöhnt sich ja an alles im Leben, und am leichtesten wohl an den Anblick von Luxus, an schöne Equipagen und galonierete, glattrasierte Diener.

Auch an den Besuch des Grafen hatten wir uns gewöhnt, er plauderte fast täglich mit uns in seiner stets gleich bleibenden rubig-vornehmen Art, und so

glaubten wir, er langweile sich wohl so alleine mit dem alten Vater in dem großen Schlosse und wäre froh, einmal mit jüngeren Menschen zusammen zu sein.

Deshalb waren wir sehr erstaunt, daß er an jenem Tage nicht in gewohnter Art zu uns in das altmodische, gemüthliche Wohnzimmer trat, sondern sich feierlich bei Vater melden ließ, in dessen Arbeitszimmer er wohl eine Stunde verweilte.

Aber so wenig hatte der Graf mich jemals vor meinen Geschwistern bevorzugt, so ahnungslos war ich über den Grund seines damaligen Besuches, daß ich nur ein Gefühl des Erstaunens empfand, den Grafen davon fahren zu sehen, ohne uns begrüßt zu haben.

Auch als der Vater mich dann in sein Zimmer rufen ließ, war kein Gedanke in mir, daß eine Schicksalsfrage dort an mich gestellt werden könne — nein, kindisch wie ich war, überlegte ich ganz ängstlich, ob irgend etwas in meinem Tun Vaters Unwillen erregte, weshalb er mich alleine sprechen wolle. Aber als ich dem Vater dann gegenüberstand, da wußte ich mit dem untrüglichen Instinkt der Frau sofort, noch ehe er ein Wort gesprochen, worum es sich handelte, daß Graf Bergen mich zur Frau beehrte.

Regungslos stand ich, eifige Schauer überrieselten mich, und fast laut hätte ich deinen Namen wie Schutz erslehend ausgerufen.

Vater, der unter seiner rauhen Außenseite doch ein so zärtlich liebendes Herz für seine Kinder hatte, er zog mich in seine Arme, seine Hand streichelte mein Haar so weich und leise, wie ich es der festen Hand nie zugehört, und seine Stimme sprach so sanft, wie ich sie niemals zuvor gehört: „Mein Kind, du stehst am Schicksalswege, und du allein mußt den Weg bestimmen, den du gehen willst. Ich rede dir nicht ab und rede auch nicht zu, die Werbung des Grafen anzunehmen. — Eins nur will ich dir sagen: Die Ehe ist etwas Heiliges, etwas über den Tod hinaus Bindendes, sie ist etwas zu Ernstes, um mit halbem Herzen, mit getheilten Gefühlen geschlossen zu werden. — Zwar hoffe ich, du hast deine Liebe zu dem verschollenen Olden überwunden, ihr wart ja schließlich noch halbe Kinder, und wie ein Kinderspiel liegt jene Episode nun wohl hinter dir. — Aber ein halbes Kind bist du auch heute noch, und vieles erscheint dir wohl herrlich und schön und lockt dich mit glänzenden Farben, ohne daß du über das Leben, über seine Ziele und Zwecke nachdenkst. — Darum muß ich dich warnen: Lasse dich nicht verblenden von dem ungeheuren Reichtum der Grafen Bergen, nicht von dem Ehrgeiz, eine Reichsgräfin zu werden. Glaube mir, mein Kind, ich bin ein Mann, der sein ganzes Leben lang mit Sorgen gekämpft und dennoch sage ich aus tiefster Überzeugung: der innere Frieden, das innere Glück, sind trotz aller Entbehrungen, trotz mancher Not mehr wert als ein friedloses Herz, ein glückloses Leben in Glanz und Reichtum. Darum prüfe dich ernstlich, und nur, wenn du hoffst, glücklich zu machen, dann entscheide dich für ein Ja. — Euch fehlt das sorgende, helfende Herz der Mutter, mein armes Kind; wie sehr wir alle sie immer von neuem entbehren, wie anders würdest du ihr dein Vertrauen schenken. Aber geh' nun und hole dir Rat von Tante Nie und deiner Schwester. Sie sind Frauen gleich dir, da ist ein Verständigen leichter. — Aber vor allem besprich dich mit unserem Herrgott und mit deinem Herzen.“

Wie im Traum verließ ich meinen Vater.

War das wirklich ich, der all die lieben Worte so eben gegolten? Worüber sollte ich denn mein Herz befragen? Mein Herz, das mir ja gar nicht mehr gehörte, das ja der Mann mit sich in die Ferne genommen, der liebste Mensch, dem ich mich für Zeit und Ewigkeit angelobt.

(Fortsetzung folgt.)



Ah, ich füh' es wohl, wir scheiden
Raum so schwer von wahren Freunden
Als von einem schönen Traum! Fr. Grillparzer,

Seife.

Von Dr. Hans Bantoch.

Mit wehmütigem Gefühle sah die Dame Tag für Tag, am Morgen, am Nachmittag und vor dem Schlafengehen das Stückchen Seife in der Kristallschale an. Es wurde unstreitig Kleiner mit jedem Tag, und es war eines, nur eines in all den Schüsseln, Schalen, Tuben und Tiegel. Die anderen waren gähnend leer. Ihre Fülle aber war Renatas Stolz, ja, ihre Leidenschaft und Manie gewesen. Man konnte sie nichts weniger als eine Bierpuppe nennen. Tätigkeit, soziale Wirkung waren ihr auch im Frieden schon Bedürfnis gewesen. In Säuglingsheimen, Kindererwahnranstalten, Armenauspeisungen tat sie nicht nur mit der Eitelkeit des Genanntwerdens, sondern mit werktätigem Eingreifen mit, und ihre Charms, ihre Umsicht, ihre Sorgfalt verstanden es für ihren Mann und ihre Kinder aus ihrer Häuslichkeit ein Heim zu machen. Nach einem Tag voll Küchzettelmachen, Armenauspeisungen, Kinderpflegen, erschien sie am Abend im Opernparterre, im Ballsaal, bei einem Abendessen, frisch, aufgeräumt, ohne Spur von Ermüdung. Woher sie Zeit und Kraft nahm? Frau Renata hatte ihr Zaubermittel, sie hielt es mit dem Seniorchef der Firma Wadbrook! (im Roman von Thomas Mann): ein Bad, frische Wäsche, zweimal, dreimal am Tag, und man war ein neuer Mensch im neuen Batist!

Auf der Marmorplatte ihres Waschtisches standen Seifen ohne Zahl, jeder Farbe, jeder Herkunft. Sie kannte die chemische Zusammensetzung einer jeden, teils aus tierischen Produkten, dem Talg der Kinder, Schafe, Ziegen, Girse, teils aus pflanzlichen, dem Fett der Kokosnuß, der Palmfrucht, die aus Afrika, der Erdnuß, die aus Brasilien, der Olive, die von der Riviera kam. Sie kannte die besondere Eigenschaft, „die Seele“ jedes einzelnen Stückes, das die Haut strafft oder geschmeidiger, den Körper frischer oder besänftigend milde machte. Sie hatte einmal eine Seifenfabrik, ein Millionenerunternehmen, besucht und die Schöpfungsgeschichte ihrer Dieblinge aus den Seifenlaugentesseln mit 24 000 Liter Inhalt, aus den Troden-, Misch- und Pflanzmaschinen, unter den Schneckenrädern und Pressen mitangesehen. Nein, es war keine Marotte, der ihre Anteilnahme galt, sie machte ein Stück Natur-, Kultur- und Handelsgeschichte mit, vor allem aber entsprang ihr Interesse aus tiefster, fast andächtiger Dankbarkeit: „Ein frischer Geist in einem frisch gewaschenen Körper“ war ihr: „Mens sana in corpore sano.“

Und jetzt? Die Brot-, Butter-, Fleisch- und Fettkarte hatte Frau Renata mit sachlich einsichtsvoller Gelassenheit getragen. Die Seifenstreckung aber machte sie unglücklich! Das griff nicht nur ihren, das griff — wie sie behauptete — dem deutschen Wesen an die Wurzel, denn — Triumph! — „Was, liite, sagen Sie nun: die Seife ist von Urbeginn eine deutsche Erfindung. Bei Gallenus, dem Arzt der alten Römer, können Sie die Stellen nachschlagen, in denen er von der „deutschen“ Seife spricht!“ Und dann zitierte Frau Renata den Ausspruch eines sehr großen Mannes, dessen Name ihr nur im Augenblick nicht einfiel. Der Seifenverbrauch eines Volkes sei der Gradmesser für seine Kulturhöhe . . .

Gewiß, so unrecht hatte Frau Renata nicht. Allein — die Keuschheit ist eine Erfindung des 18. Jahrhunderts! Sie kam in Flor, als — nach der Napoleonzeit — die Vorkherrschaft der Franzosen in Staatspolitik, Sitte und Mode zusammenbrach. Die Keuschheit ist eine germanische Erfindung. Sie wurde in England und Deutschland gemacht und gedieh in Deutschland zur höchsten Ruhmwendung. Ein Vielgereisfter, ein Engländer, sagte mir einmal: Nirgends in der Welt sind in den Armen- und Arbeitervierteln die Straßen so sauber, die Fenster so blank, die Kinder so gewaschen wie in Berlin, in Leipzig oder Frankfurt. Haben Sie das einmal in Paris, Mailand oder Rom gesehen? — Ich hatte es gesehen und fragte: „England? Ah, England“, sagte er, „wir hoben den löstbarsten B. C. und Badezimmerluxus, aber Deutschland ist das Reich der Keuschheitsdemokratie.“

Frau Renata strahlte.

Dennoch, sagte ich weiter, ist Deutschland in puncto Seifenfabrikation nicht voran. Den Beltruf haben Roger und Gallet in Paris und Atkinson in London. Ich weiß überhaupt nicht, ob die Höhe des Seifenverbrauches ein Zeichen für die größte Keuschheit ist. Der Aufwand für Seifen, Parfümerien, Duftende Lagen und wohlriechende Essenzen

war ehemals größer als heute. Madame de Pompadour zahlte an ihren Drogeristen eine Jahresrechnung von 500 000 Franken! Es ist mit den Drogen wie mit den Schönheitspflasterchen. Schönheitspflasterchen verdecken einen Schönheitsfehler von Blatternarben oder unreinem Teint. Und die duftenden Toiletteserfen? Die Marquise de Verneuil sagte von Heinrich IV., ihrem Geliebten — halten zu Gnaden Gnädigste — sie sagte: „Er stinkt wie ein Nas!“ Es scheint, daß das Kulturthermometer im Seifenlaugenkeffel kein unbedingt verlässlicher Gradmesser ist.

Frau Renata schüttelte verständnislos mit dem Kopf. Was sollte ich beweisen? Aber ich wollte etwas beweisen und fuhr unbeirrt fort: Reinlichkeit ist für uns nicht eine Anstandsfrage, sondern eine Voraussetzung des Anstandes. Sie ist nicht „gute Kinderstube“, sie gehört dahin. Sie ist nicht Voraussetzung ästhetischen Wohlgefallens, sondern außer jeder ästhetischen Diskussion. Der herrlichste Junonaden wäre für unsere Lippen der abschreckendste Greuel, wenn er die Spuren einer Autofahrt vom Vortage an sich trüge. Aber nicht immer war es so: Die berühmten schönen Hände der Königin Christine von Schweden konnte man vor Schmutz nicht sehen.

Reinlichkeit ist für uns nur ein historisches Diskussions-thema. Oder: ein sehr östlich-ethnographisches. Der Direktor eines sehr vornehmen Wiener Hotels erzählte mir, daß er im Kriegswinter 1915 einen rumänischen Getreidebojaren für fünf Wochen als Gast hatte. Der Mann hielt auf Reputations, Geld spielte keine Rolle. Er mietete ein Appartement, das aus Salon, Schlafkloven und Badezimmer bestand. Sehr schön, alles sehr schön. Nur für ein Einrichtungsstück hatte der Gast mit der haßlichgroßen Brillantenbusennadel durchaus keine Verwendung; er benützte die Badewanne als Aufbewahrungsort für seine Schmutzwäsche.

Frau Renata lachte, aber die Heiterkeit ihres Gesichtes ging in ein melancholisches Lächeln über. Ein Seufzer entrang sich ihrer Lippen. Weil wir unser Fett zum Kochen und Essen brauchen, fehlt es uns zur Seifenfabrikation. Zum Zwecke der Seifensparnis essen wir von der Arichttablette. Und wir kriegen keine Seife, weil auf Tellern und Schüsseln darum weniger Fettreste zurückbleiben. Es ist eine Schraube ohne Ende, der Hund, der sich in den eigenen Schwanz beißt.

Frau Renata erbleichte: „Lieber nicht essen, als nicht waschen“, rief sie in Entzwei.

Auf diesem Standpunkt stehen wir. Reinlichkeit ist sozogen unser kulturelles Existenzminimum. Sie ist uns Selbstverständlichkeit, sie ist uns natürlich und (das war ein tühner Salkomortale der Logik!) darum brauchen wir sie gar nicht mehr erst zu machen. Glauben Sie, daß wegen der Seifenknappheit irgendwo im Lande ein Gesicht, Hals oder Arm, weniger blühfauber ist? Meine Reberenz vor Savon à la Rose, Savon d'amandes amères und echter Jessamine-Soap, aber eine Schüssel Warmwasser und ein tüchtiger Reibfack tun denselben Dienst. Der Seifenverbrauch ist ein Kulturhöhenmesser. Aber es gibt eine Kulturhöhe, auf der die Seife nicht mehr entscheidet und überwunden ist. Schmutzfinfen muß man die Reinigung bequem machen. Sauberkeitsfanatiker verdrießt die Mühe nicht! Es war, wie einer geschrieben hat, bis 1914 der schöne Gang der Entwicklung, „den Luxus zum Bedürfnis zu machen“. Aber wenn das Bedürfnis in Fleisch und Blut übergegangen ist, zweite Natur, Gewohnheit geworden ist, dann bedarf der Befehle des Luxus nicht mehr, wir lassen uns die Befriedigung der Gewohnheit Mühe und Zeit nicht verdrießen, sie ist stärker, das stärkste, die Herrin, und wir „frönen“ der Gewohnheit.



Aus der Kriegszeit.

Ein Gespräch mit dem Kronprinzen von Bayern. Die folgende Schilderung einer Unterredung mit dem Kronprinzen von Bayern stammt aus einer Sammlung von Berichten des Chefredakteurs der „New York American and Associated Newspapers“, Dr. William Bayard Hale. Der Bericht, der am 9. September datiert ist, wurde auf seinem Kadelwege nach New York von dem britischen Zensur in London aufgefunden und unterdrückt, und erst die zweite — drahtlose — Sendung langte in Amerika an. „Der Generalfeldmarschall Kronprinz von Bayern“, so schreibt Dr. Hale, „ließ beim

heutigen Frühstück einige besonders interessante Bemerkungen fallen... Mit seinem kurzgeschneittenen Schnurrbart, seinen braunen Augen und dem eisengrauen Haar erinnert der Prinz an eine jüngere und kräftigere Verkörperung des bekannten amerikanischen Senators Elisha Root. Sein lächeln Gesicht, seine glänzenden Augen und seine zarten, aber kräftigen Hände bilden den Eindruck eines Mannes, der von Kopf bis zu Fuß voller Leben und Energie ist... „Ich hatte niemals gedacht“, meinte der Prinz lächelnd, „daß ich mich jemals mit so vielartigen Beschäftigungen würde abgeben müssen, wie ich sie jetzt zu erledigen habe. Oft habe ich mich um Bahnbauten, um die Einrichtung von Postverbindungen, um Spitälern oder Feldbefestigung zu kümmern. Der Krieg ist wahrhaftig etwas ganz, ganz anderes als in früheren Tagen. Heute ist er eine Verquickung aller Künste und Wissenschaften, nur besteht leider der Zweck all dieser Anstrengungen in der suchtbaren Aufgabe, Menschenleben auszulöschen. Ja“, fuhr der Prinz dann im tiefen Ernst fort, „die Tage, die Sie hier als Augenzeuge erlebt haben, bildeten einen Höhepunkt in den verzweifeltsten Anstrengungen der Entente, unsere Stellung zu bezwingen. Unsere Verluste an Boden sind auf der ganzen Landkarte mit dem Mikroskop abzumessen. Die Verluste des Feindes an dem viel kostbareren Menschenleben waren einfach fürchterlich. Für jedes Stückchen Boden mußten die Gegner aus dem Vollen bezahlen. Um diesen Preis können sie ruhig weiter mit uns ringen. Wir Deutschen sind fähig, die Lücken in unseren Reihen restlos auszufüllen. Wir haben eine ständige Reserve geübter Offiziere und geübter Mannschaften, die noch nicht in Anspruch genommen wurden. Wir sind nicht, wie die Generale der Entente, gezwungen, ungeübte Rekruten in die Schlachtlinie zu werfen. Ob dieser Angriff den letzten Kraftverbrauch der Gegner darstellt, können wir nicht wissen. Aber wir sind auf alles vorbereitet, was sie unternehmen könnten. Soweit unser Vaterland in Betracht kommt, sind wir völlig gleichmütig. Eher sind wir geneigt, jedes neue Wahnsinnunternehmen des Gegners zu begrüßen. Während der letzten Woche haben Sie unsere Front gesehen und unsere ganze Kriegszone bis zurück zum Standquartier besucht. Sie haben den völlig unzerbrechbaren Charakter unserer Stellungen gesehen und den überreichen Stand unserer Vorbereitungen. Es betrübt uns, daß das Buch der Geschichte so reich mit Leiden und Tod beschrieben werden muß, aber wenn unsere Feinde durchaus noch einige Hellar blutgetränkter Bodens haben wollen, müssen sie dafür den bitteren Preis bezahlen...“ Rings um die Tafel saßen mit uns die Führer des Stabes der Armee, die seit dem 1. Juli der französisch-englischen Offensive an der Somme Widerstand leistet. Jeder dieser Männer ist berühmt in den Annalen des Feuers und des Schwertes. Still rauchten sie ihre Zigaretten zu Ende, als der Prinz das Zeichen gab, erhoben sich die Erzellenzen, Generale und Obersten, salutierten und gingen wieder hinaus an ihre ungeheure Arbeit.“ (Zens. Vln.)

Wer bezahlte ehemals den Krieg? Man schreibe uns: Zum fünften Male hat das deutsche Volk während dieser zwei Kriegsjahre mit ungebrochener Wirtschaftskraft, die der ganzen Welt Respekt abnötigte, die Riesenkosten des Riesenkrieges aufgebracht. Sein Verbündeter Österreich-Ungarn wird demnächst gleichfalls zum fünften Male an die Zeichnung einer Kriegsanleihe gehen. Für weitere Monate ist vollauf vorgesorgt, und man mag sich bei diesem Anlaß einmal erinnern, wie in früheren Zeiten die Kosten für die Kriegsführung aufgebracht worden sind. Erst seit dem Beginn der Neuzeit, mit dem Aufhöben des mittelalterlichen Lehawesens, der Umwandlung des Ritterheeres in Söldnerheeren, die bezahlt sein wollten und eben „Kriegshandwerk“ trieben, wurde die Aufbringung der Kriegskosten ein staatsfinanzielles Problem. Bankiers waren zunächst die Geldgeber der Könige und Fürsten. Den Reigen eröffnete — zu Beginn des 16. Jahrhunderts — Jakob Fugger, der Augsburger Patrizier, der Karl V. aus dem Hause Habsburg in seinem Wahlkampf gegen Franz von Frankreich zur deutschen Kaiserkrone verholpen hatte und auch weiterhin, in den Kriegen der Gegenreformation der Bankier der katholischen Partei blieb. Das Haus Fugger hat bei dieser Gelegenheit finanziell nicht gut abgeschnitten; schon nach dem schmalkaldischen Frieden wollte es mit neuen Darlehen nichts mehr herauskücken, und Anton Fugger, der Neffe und Erbe Jakobs, klagte im Testament, daß das Bankhaus „dem Kaiser zu dienen, selbst Geld aufnehmen und in Schulden stücken“ mußte. Am die Mitte des 17. Jahrhunderts ging das Bankhaus der Fugger denn auch

grunde. Es war wieder eine Zeit großer Kriege da, des größten und längsten der Geschichte; aber die prominenteste Goldherrngehalt des Dreißigjährigen Krieges war auch zugleich sein Kriegsbankier Wallenstein, Herzog von Friedland war „Kriegslieferant“, aber Kriegslieferant besonderer Art: er lieferte Heere, Truppen, Offiziere, die er selbst bezahlte, und so trat er erst später wiederum die Geldleute härter in den Vordergrund der Weltgeschichte. In den Kriegen Preußens gegen Oesterreich sorgte Maria Theresia bei Bethmann in Frankfurt, daneben waren einige Bankhäuser auf dem Wiener Platz zu kapitalistischem Ansehen und Einfluß gelangt, wie die Häuser Aernstein, Eskeles, Seymüller, Fries, die auch sonst in dieser wie in der folgenden Zeit entscheidende Bedeutung auf das kulturelle und künstlerische Leben Wiens gewannen und in den Biographien der Altwiener Musiker, Dichter und Maler eine hervorragende Rolle spielen. Preußen selbst hielt sich mit spartanischer Strenge vom Schuldenmachen fern. Noch 1793 äußerte sich Friedrich Wilhelm II. gegenüber dem englischen Gesandten, die Natur der preussischen Monarchie sei so beschaffen, daß sie keine Staatsschulden vertragen könne. Aber in Deutschland gab es damals schon einige bedeutende Kriegsbankiers. Einen — im doppelten Sinne — besonderen Rang nahm unter ihnen ein Anonymus, der Kurfürst von Hessen, ein, der durch Mittelmannen Geld verlieh. Seit 1775 hatte er sich eines kleinen Frankfurter Wechslers bedient: er hieß Mayer Amichel Rothschild, dessen Söhne Amichel und Salomon bereits den Titel „Kriegszahlamtsagent in Hessen“ führten. Aber auch hinter manchen anderen Gründung stecken die Kurfürsten von Hessen, so auch hinter dem „Wittgensteinschen Comptoir“ in Kassel, bei dem in den Napoleon-Nöten von 1806 Preußen zum erstenmal lieh. Während der Napoleon-Zeit gewann das Haus Rothschild immer mehr Macht. Es machte sich namentlich um Preußen verdient, als 1816 Humboldt und Potter fünf Tage lang von 10 Uhr morgens bis 6 Uhr abends und von 10 bis 2 Uhr nachts wegen Begebung von Millionen Pfund in London konferierten. Zur gleichen Zeit wurde das Hamburger Haus Paritz der Bankier Oesterreichs. David Paritz, den Gené „die Perle des Handelsstandes in der ganzen Christenheit“ nannte, kam 1815 nach Wien, wo aber, namentlich unter der Konkurrenz der Rothschild, seine Geschäfte einen so schlimmen Verlauf nahmen, daß er sich zehn Jahre nachher im April 1825 ertränkte. . . . Der Bankier Napoleons selbst war Ouvrard. Napoleon haßte ihn und seine Macht und suchte ihn treulos und hinterhältig mehrmals zu ruinieren. Aber es gelang ihm nicht. Während der Hundert Tage hat er Ouvrard abermals um Geld zur Kriegsführung. Ja, der Bankier überlebte Napoleon und seine Macht; nach dem endgültigen Sturz des Korsen wurde Ouvrard der Geldgeber der Bourbonen bei ihrer Kriegsschädigungszahlung von 700 Millionen Franken an die Alliierten.

Der französische König der Hochstapler. Ein Hochstapler, dessen Name vor Kriegsausbruch monatelang die Sensation bildete, ist neuerdings in Frankreich festgenommen worden. Es handelt sich um den „berühmten“ Pariser Finanzmann Rochette, dessen Skandalprozeß noch dadurch interessanter wurde, daß Rochette als ein Günstling des französischen Finanzministers Caillaux galt und daß Caillaux sich nicht völlig von dem auf ihn gefallenen Verdacht zu reinigen vermochte. Rochette, der sich in einen Wirrwarr der wildesten und halbschererischsten finanziellen Großunternehmungen eingelassen hatte, wurde zum ersten Mal am 20. März 1908 verhaftet. Trotzdem das Material gegen ihn ganz ungeheuerlich war und trotz des heftigsten Widerspruches des Gerichtshofes wurde er aber infolge Unterstützung von Seiten des französischen Finanzministeriums nach einigen Monaten wieder provisorisch freigelassen. Endlich fand der Riesenprozeß statt, und im Juli 1910 wurde er zu zwei Jahren und 5000 Franken verurteilt. Rochette legte Berufung ein, und wieder war es ihm durch „geheimnisvolle Protektion“ ermöglicht, seine hochstaplerischen Unternehmungen neu aufzunehmen, so daß er seine bereits bestehenden 70 Handelsgesellschaften nach um eine Anzahl bereicherte. In dem neuen Prozeß aber wurde er trotz der Bemühungen der höchsten französischen Politiker, die zweifelsohne in die Angelegenheit verstrickt waren, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Als man ihn aber einsperren wollte, stellte sich heraus, daß Rochette geflohen war. Nun-

mehr wurde der Hochstapler, der unter einem falschen Namen als Motorradfahrer einem Pariser Rekrutierungsamt diente, erkannt und nach dem Untersuchungsgefängnis von Rouen gebracht. Der bevorstehende Prozeß wird höchst wahrscheinlich außerordentliche Enthüllungen über die Machenschaften des früheren Finanzministers Caillaux und anderer namhafter französischer Politiker bringen.

Kartoffelwalmehl als Säuglingsnahrung. Die naturgemäß im Laufe des Krieges aufgebrauchten Vorräte an Weizenmehl, das besonders in der Form des Mondamins als Zusatz zur Säuglingsnahrung diente, haben schon mancherlei Anstrengungen ärztlicher Kreise, einen ebenbürtigen Ersatz festzustellen, wachgerufen. Das Kriegsmehl, bekanntlich eine Mischung von Weizen- und Roggenmehl, wie auch das Kartoffelmehl wiesen eine Reihe von Unzulänglichkeiten bei der Mischung mit Milch auf, letzteres nahm sogar leicht eine kleisterartige Konsistenz an und ist durch die Art seiner Herstellung wichtiger Mineralien beraubt, die der Säuglingsernährung keinesfalls entzogen werden sollten. Dem letzten Mangel versuchte man, wie Prof. Dr. E. Müller in der Berliner Klinischen Wochenschrift ausführt, dadurch aus dem Wege zu schaffen, daß man das Mehl aus Kartoffelflocken herstellte. Die Kartoffelflocke ist eine Form der Konservierung großer Teile unserer Kartoffelvorräte, die erst während des Krieges um ihres hohen prozentualen Nährgehaltes und ihrer Unverwundlichkeit willen Bedeutung und Ausbreitung erlangt hat. Sie enthält auch die für die Ernährung wichtigen Mineralien in fast unveränderter Menge. Zermahlen gibt sie ein ziemlich grobkörniges, leicht bräunliches Pulver von angenehmem Geschmack, das sich in der Milchflüße zu den verschiedenen Milchmehlmischungen und Milchbreien ohne jegliche Schwierigkeit verarbeiten läßt. Die Säuglinge trinken und essen diese neuen Mischungen und Breie ebenso gern wie die früher aus Mondamin hergestellte Nahrung. Das Kartoffelwalmehl hat bei mehrwöchiger Verwendung in einem Säuglingsheim seine Beförmlichkeit und Nährkraft durchaus bewiesen, so daß es als rein deutsches und billigeres Produkt den ausländischen Präparaten an Nährgehalt ebenbürtig, an Wirtschaftlichkeit überlegen ist.

Das Stufenhaus der Zukunft. Da man in Paris eifrig damit beschäftigt ist, die Zukunft Frankreichs von den verschiedensten Standpunkten aus und auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens zu erörtern, konnten auch Auseinandersetzungen über die baulichen Veränderungen von Paris nicht ausbleiben. Hierbei wurden die drei großen Bauten der letzten Jahre vor dem Kriege, namentlich die durch ihre Höhe das geschlossene Straßenbild störenden Boulevard-hotels nach amerikanischem Wolkentrakermuster scharf gerügt, und nun liegen sich die Praktiker und Idealisten in den Haaren, da die Ersteren betonen, daß es vor allem auf die Geldersparnis ankomme, die durch eine große Zahl von Stockwerken gewährleistet werde, während die Anderen die Schönheit des Anblicks über alle sonstigen Erwägungen stellen. Nunmehr hat, nach dem „Journal“, der Pariser Stadtrat Dherécourt anscheinend ein Mittel gefunden, das die Wünsche beider Parteien zu vereinen vermag. Es ist das sog. „Stufenförmige Haus“, das Haus des zukünftigen Frankreich. Ein Haus mit zehn Stockwerken, so führt Herr Dherécourt aus, ist natürlich viel rentabler und darum billiger als ein Haus mit fünf Stockwerken auf einer gleichgroßen Grundfläche. Darum sollte man diese Häuser bauen und zugleich auf die Möglichkeit sinnen, ihre beiden bisherigen Fehler zu umgehen, nämlich den Mangel an Licht und freier Luft und das wenig schöne Äußere. Darum erscheint als der Idealbau der Zukunft ein Haus, das mit seinen zehn Etagen stufenförmig errichtet wird. Wenn auf diese Weise ein Stockwerk immer um einen gewissen Abstand hinter dem darunter liegenden Stockwerk zurücktritt, wird sich die Straße auf beiden Seiten nach oben stark verbreitern, und so werden alle Wohnungen gleichmäßig viel Licht und Luft haben. Überdies scheint dies auch für die Ästhetik die beste Lösung des Problems; denn man könnte die durch die stufenförmige Bauart entstandenen Terrassen mit Blumen bepflanzen, und so würde auch bei sehr hohen Häusern die Straße durchaus keinen einförmig „amerikanischen“, sondern im Gegenteil einen höchst malerischen, bunten und belebten Eindruck machen.